

Auf Reisen

Autor(en): **Cantieni, Monica**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **87 (2000)**

Heft 5: **Diverse Beiträge**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-528774>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schlusspunkt

Auf Reisen

In Irland setzte ich mich eines Morgens an den *Inch beach*. Ich hatte Tea-time-Brote dabei und eine Thermoskanne voll wässrigem Kaffee. Nichts Aussergewöhnliches geschah. Es waren kaum Leute an dem sechzehn Kilometer langen Strand. Das Dünengras schwirrte im Wind. Es war kühl. Ich sah den Vögeln zu, die auf den Wellen schaukelten. Es nieselte. Ich machte Feuer. Später kam die Sonne hervor, die Vögel erhoben sich von den Wellen. Seither ist es für mich Gewissheit, dass es nicht der Wind ist, der Irlands Vögel trägt, sondern das Licht.

Von Indien habe ich «nur» Mumbai gesehen, Poona, Panjim. Eine Route, die mir niemand empfohlen hat. Ich wurde von meinem langjährigen Brieffreund aus Mumbai in seiner weitläufigen Verwandtschaft herumgebracht. Meine Rundreise durch Indien führte mich durch endlose Stiegenhäuser, verwinkelte Flure, dunkle Küchen und lichte, hohe Zimmer, wo man mir einen Platz auf dem Bett anbot. Man ass dort, man spielte dort Karten, hörte Radio, aus welchem zu jeder Tages- und Abendzeit parallel zum Fernseher der Nachbarin die unsägliche Filmmusik aus *Bollywood*, Bombays Filmindustrie, plärrte. Ich wunderte mich über den Krach und erfuhr, dass der Fernseher deshalb so laut spiele, damit alle wüssten, dass die Nachbarin nun auch einen besitze. Das ist in Chembur, einem ärmeren Stadtteil Mumbays, Grund genug, neugierig die Wohnung der stolzen Besitzerin zu stürmen. Im Flur war ein Auflauf an Nachbarn, die mit frischen Backwaren Schlange standen oder sich beiläufig eine Tasse Chilis oder Kichererbsenmehl ausleihen mochten, um so in die Küche zu gelangen. Im Hinblick auf die Tatsache, die Cricket-Meisterschaften in Farbe zu sehen, gingen die Leihgaben selbstverständlich vergessen und man stand in Küche, Schlafzimmer und Flur und

wartete geduldig. Die Nachbarin schaltete nach der Halbzeit den Fernseher ab, weil ihr Team im Begriff war, das Spiel zu verlieren. Es kostete einiges an Überredungskunst, sie dazu zu bewegen, ihn wieder anzudrehen. Das Abendessen wurde in manchen Haushaltungen auf einen unbekanntem Zeitpunkt nach Mitternacht verschoben; auch bei Galranis, bei denen ich zu Gast war. Man nahm sich die Zeit. Und zuhause? – Ich habe mit meiner Mutter im Leben nicht soviel gelacht wie in der Zeit, als sie im Sterben lag, weil meine Mutter im Sterbeprozess eine erstaunliche Leichtigkeit gewann; eine wunderbare Analogie zu ihrem tatsächlichen Gewichtsverlust, zu ihrem (Ver-)Schwinden. Selbstverständlich war das nicht im ganzen Krankheits- und Sterbeprozess so. Aber die zunehmende Ironie, die mit zunehmender Distanzierung beim Abschied von sich selbst entstand, machte sie zu einem reflektierten Menschen, der seine letzten Bilder als Metaphern eines Lebensverständnisses verschenkte. Meine Mutter war auf Reisen. Ihr Atem gab das Tempo an. Jedesmal, wenn ich auf den Flur hinaustrat, wurde mir schwindlig, weil ich mit einem Bein schon wieder in einer Welt stand, die man wie eine Kulisse hastig an mir vorbeizuschieben schien. Ich litt zwischen Tür und Angel jedesmal an *Jetlag*.

Die Lebendigkeit der Erinnerungen liegt nicht an der Exotik der Orte oder der Besonderheit der Umstände. Es liegt am eigenen Zeitbegriff, an der Hingabe an eine Situation. Zeit, die uns heute zur freien Verfügung stünde, wird angefüllt mit *Erlebniskultur*; rein linguistisch gesehen ein völliger Blödsinn. Kultur wächst und steht im Gegensatz zum Erlebnis, das punktuell ist. Zeit muss auch nicht gefüllt werden. Sie füllt sich von alleine, wenn man sie lässt.